

Van Kehsfatt, Brulff önd Vannüß

Von H. Breimänn, Dinslaken-Hiesfeld

Wer in alten Urkunden arbeitet, z. B. in alten Kirchenbüchern, der wird hin und wieder auf Wörter stoßen, die unserem heutigen Wortschatz längst verloren gegangen sind. Nur einige ältere Leute kennen sie noch, aber angewandt werden sie nicht mehr. Da ist z. B. das Wort „Kistvahs“, plattdeutsch „Kehsfatt“. Das heutige Wort dafür ist Sarg. Dieses Wort z. B. tritt in den Hiesfelder Armenrechnungen erst vom 3. Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts an auf. Bis dahin war von dem „Kehsfatt“ die Rede, das nach einer Rechnung aus dem Jahre 1711 5 Taler gekostet hat. Nachbarn mußten „die Luy mett dey Liek beijen“, d. h. sie mußten Verwandte und Bekannte von dem Ableben eines Menschen in Kenntnis setzen und gleichzeitig um Teilnahme bei der Beerdigung bitten. Daß dabei manchmal stundenweite Wege zurückzulegen waren, das sei nur angedeutet.

Aber auch bei freudigen Anlässen trat die nachbarliche Hilfe in Tätigkeit. Da war in einem Hause „Brulff“. Das war Hochzeit. Es sei gestattet, etwas ausführlicher auf die Vorbereitungen und den Verlauf der Hochzeit selbst einzugehen, da hier auch manches in unseren bäuerlichen Kreisen im Schwinden begriffen ist. Wochen vorher schon war der „Brulff-Bedder“ mit einem Stock mit bunten Bändern in die Lande gegangen und hatte die Gäste unter dem Hersagen eines langen Gedichtes zur Hochzeit eingeladen. Es soll das — „nota bene“ — manchmal ein ganz einträgliches Geschäft gewesen sein. Kam dann der Tag der Hochzeit, dann mußten die „Brumsknechs“ und „Brumsmääg“ — das waren die männlichen und weiblichen Trauzeugen — das junge Paar zum Standesamt und unter Umständen — oft war die Trauung im Hause — zum Altar geleiten. Trafen die Gäste ein, so wurden sie mit dem üblichen „Dat geij willkommen sind“ begrüßt. Dabei wurde ihnen aus einem bunten Glas, das mit Schnaps und Zucker gefüllt war, ein Trunk angeboten. Die Getränke für die Hochzeit hatte man nun nicht „mett dej Mengelsmoth“ — das war ein Halblitermaß —, noch viel weniger mit dem „Oorth“ — das war die Bezeichnung für ein Viertel Liter — eingekauft, sondern man hatte sich dieselben en gros beschafft.

Einen gewissen Höhepunkt erreichte die Hochzeitsfeier, wenn die Musik das „Als der Großvater die Großmutter nahm“ spielte. Dann bildeten Männlein und Weiblein, meistend die jüngeren, einen bunten Reigen. Man bewegte sich im Kreise und sang: „Als der Großvater die Großmutter nahm, da war der Großvater der Bräutigam und die Großmutter die Braut, da waren sie beide getraut!“ Unterdessen ging einer oder eine mit einem weißen Taschentuch in der Hand an der Reihe entlang und legte schließlich das Tuch vor jemandem nieder, der dann niederkniet, um sich, manchmal nach dem Empfang eines Kusses, mit der aufgeforderten Person rasch an den Reihen im Kreise entlang zu bewegen. Die Musik spielte dann schneller, der ganze Reigen geriet in schnelle Bewegung und alles sang:

„Mit dir, mit dir ins Federbett,
mit dir, mit dir ins Stroh;
so beißt mich keine Fledermaus,
so beißt mich kein Floh!“

Das Mittelalter schaute vergnügt dem ergötzlichen Treiben zu und schwelgte in Erinnerungen, die ja bekanntlich der Nachsommer der Freuden sind. Einige Semester älteren Datums aber hatten ein verstohlenes Fleckchen gefunden, wo man

seinen „Solo“ mett dey Allde, mett de Spetz, mett dey Baß dazu spielte. Das waren die höchsten Trümpfe bei diesem Kartenspiel. Andere aber wieder zeigten der Jugend ihre Kunst im Tanzen, indem sie den „Konterdanz“ aufführten.

Selbstverständlich nahmen an der Hochzeit auch „Öhmken“ und „Möhken“ (Onkel und Tante), „Bestvader“ (Großvater) und „Bestenmoder“ (Großmutter) teil.

Monatelang, womöglich sogar durch Jahre hindurch, hatten die Mütter der jungen Eheleute tüchtig „breien“, d. h. stricken, müssen, damit jeder Eheteil die nötigen Strümpfe und Socken mit in die Ehe brachte. Die nötigen Nadeln hatte man dem „Naldeköker“ entnommen. Das war ein zweiteiliger Köcher in der Form einer runden Griffelbüchse, in dem man Näh-, Stopf- und Stricknadeln aufbewahrte. Daß die sorgsame und sorgfältige Schneiderin auch die „Schrörgatts“ in den Kleidern der jungen Frau nicht vergessen hatte, das war selbstverständlich. Unter „Schrörgatt“ verstand man den Schlitz im Kleid für die Tasche. In der Aussteuer hat natürlich auch der „Tweil“ nicht gefehlt, das war die plattdeutsche Bezeichnung für Aufnehmer. Ebenso wenig hatte man das „Hippkesmeß“ vergessen. Das war die Bezeichnung für das Küchenmesser.

Daneben aber war die Aussteuer auch mit den nötigen „Schottelschletts“ versehen, das waren Tücher, welche zum Abtrocknen des Möbelstückes in der Küche dienten, auf welchem gespült wurde. Zum Trocknen hing man dieselben wohl am „Vannüß“ auf. Es war die Feuerstelle in der ländlichen Küche, die in etwa in ihrer Bedeutung unserem heutigen Herde entsprach. Es war also eine besondere Art Ofen. Die Vorräte für die Hochzeit standen meistens auf der sogenannten „Kellderkamer“, das war eine Stube, die an dem Hausflur lag und in die man mit einigen Treppenstufen kam. Vielfach war sie eine Schlafstube, die von einem Glied des Gesindes benutzt wurde.

Hatte dann nach Monaten die junge Frau „dat Kendbett gut öwerstohn“, dann hatten Vater und Mutter den jungen Erdenbürger gut zu erziehen und namentlich in einem gewissen Alter darauf zu achten, „datt ömm de Schnotterbell nett böß op de Klompen hing“, d. h. daß er nicht eine zu arg schmutzige Nase hatte.

Was nun das Wort „Brulff“ anbelangt, so geht es auf das niederdeutsche „broutloufti“ = Brautlauf, Hochzeit, zurück. Die ursprüngliche Bedeutung geht zweifellos auf die uralte Sitte des Brautraubes zurück. (Mitgeteilt vom Staatsarchiv Düsseldorf.)

Der Gründe für das allmähliche Schwinden der plattdeutschen Sprache gibt es verschiedene, die zum Teil im Menschen selbst liegen, andererseits aber auch für unsere Gegend z. B. in den veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen begründet sind. Diese sind nicht ohne Einfluß auf unsere gesellschaftliche Struktur geblieben. Die plattdeutsche Sprache ist nun doch für viele Menschen und namentlich für die Bewohner des platten Landes die „Muttersprache“, die, um mit dem Dichter zu sprechen, so „wundersam und so traut klingt“, und von der Max von Schenkendorf weiter sagt: „Meine seligsten Gedanken sprech' ich mit der Mutter Mund.“ Man schämt sich vielfach, plattdeutsch zu sprechen, denn es gilt nicht nur als rückständig, sondern sogar als ungebildet. Wer will denn noch die Sprache der Bauern sprechen, wenn diese selbst sich ihrer nicht im Verkehr untereinander oder sogar in der eigenen Familie bedienen! Auch in diesem Punkte sollte man doch der Väter Art die Treue bewahren.

Wie mit der plattdeutschen Sprache, so ist es auch um manche Volkssitte bestellt. Auch hier kann man ein Schwinden beobachten und feststellen. Es ist nun ganz gewiß, daß der Volksgeist im Dank, im Recht und in der Treue zahlreiche wertvolle Züge herausgestellt hat, die wir pflegen und dadurch erhalten müssen.

Daneben aber ist es unverkennbar, daß die Einschätzung der guten alten Volkssitte uns im Laufe der Zeit dahin gebracht hat, gut und alt als schlechthin gleichbedeutend zu fassen. In der alten Volkssitte aber steckte viel Unsinn, ja sogar Aberglaube. Die drei ersten blühenden Roggenähren zieht der Bauer durch den Mund, das ist gut gegen allerlei Fieber. Angeschnittenes Brot darf mit der Schnittfläche nicht der Tür zugekehrt liegen, sonst weicht der Segen aus dem Hause. Aus demselben Grunde darf man den Knaust vom Brot nicht verschenken. Über den Baum der Schiebkarre, auf der man Brot zum Backofen schob, darf man nicht hinwegtreten, sonst gibt es abgebackenes Brot. Am Palmsonntag muß man hinter der Kirchentür heimlich einen Apfel essen, dann bleibt man das Jahr hindurch fieberfrei. In den Zwölften — Tage um die Wintersonnenwende — darf keine Wäsche auf der Leine hängen, die Viehställe dürfen nicht ausgedüngt werden, auch ist es ratsam, ein in rotes Tuch gewickeltes Beil vor die Stalltür zu legen. Der Grund ist die Furcht vor Wodan, dem Herrn der Zwölften. Wir sehen, daß zahlreiche Züge der Sitte, des Rechts bezeugen, daß ihr Untergrund die Furcht vor bösen, dunklen Mächten ist. Aberglaube ist es, wenn namentlich in ländlichen Kreisen angenommen wird, der Ruf des Käuzchens, des Totenvogels, in der Nähe einer Krankenkammer zeige den Tod des Kranken an.

Mancher dieser Volksbräuche hat seine Wurzel in der germanischen Mythologie. Es ist eine dankbare Aufgabe, hier den Zusammenhängen nachzuspüren, obwohl manches schon durch die Zeit verschüttet wurde.